

Fulbert Steffensky

Was unsere Hoffnung nährt

Unsere Hoffnung kommt nicht ohne Bilder aus. Ein Ursymbol der religiösen Hoffnung ist die Geschichte vom Regenbogen, die nach der grossen Sintflut erzählt wird. So hat Gott damals gesprochen: „Ich richte meinen Bund so mit euch auf, dass hinfort nicht mehr alles Fleisch verderbt werden soll durch die Wasser der Sintflut und hinfort keine Sintflut mehr kommen soll, die die Erde verderbe.“ Gott hat sich eine Erinnerungsstütze gegeben, den Regenbogen: „Darum soll mein Bogen in den Wolken sein, dass ich ihn ansehe und gedenke an den ewigen Bund zwischen Gott und allem lebendigen Getier unter allem Fleisch, das auf Erden ist.“ Keiner versteht die Bibel, der sie zeitlos liest. Keiner versteht die Bibel, der sie interessenslos liest. In welcher Zeit hören wir das Bundesversprechen Gottes: In welcher Zeit lesen wir vom Versprechen Gottes, dessen Zeichen der grosse Bogen ist? 280.000 Menschen wurden am 26.12.2004 bei dem grossen Tsunami vom Meer verschlungen. Auf Haiti kamen 212.000 bei dem grossen Beben um. Später hat es Chile und andere Länder getroffen getroffen. Es gibt so viele von Menschen verschuldete Unglücke. Diese gehören nicht dazu. Hat Gott seinen Bogen vergessen? Gott macht einem den Glauben nicht leicht. Er macht einem die Hoffnung schwer. Wir leiden an Gott, dessen Engel versprochen sind und die doch so weit entfernt sind, wenn wir in den Strudel der Untergänge geraten. Der Regenbogen erinnert uns daran, was Gott uns schuldig ist. Wir Theologen sind ja oft die beruflichen Gottesverteidiger und wir sagen, dass Gott uns auf höhere Weise erhört und auf andere Weise rettet, als wir es sehen und wünschen. Die Menschen, die auf Sumatra von den Wellen verschlungen wurden und die in Haiti unter ihren Häuser begraben wurden, wollten nicht auf höhere Weise erhört und gerettet werden. Sie wollten atmen können, und sie sind erstickt. Sie wollten leben, und sie sind ertrunken, und ihre Leiber wurden von den Fischen gefressen. Mein Gott, erinnere dich an deinen Bund! Sieh deinen Regenbogen an und vergiss ihn nicht! Je älter man wird, umso mehr hört man auf, die Welt zu erklären. Auch unser Glaube erklärt sie nicht. Es gibt die grossen und unüberbrückbaren Widersprüche zwischen den Versprechungen Gottes und dem Zustand dieser Welt. Nur eine ewig gültige Theologie, die absieht vom Zustand dieser Welt,

kann alles erklären. Diese reine Theologie, die die himmelschreienden Leiden der Menschheit vergisst, wäre allerdings zugleich ein Alptraum. Es gibt ausreichend Gründe dafür, an der Güte des Lebens zu zweifeln. Wenn wir Christen von Hoffnung sprechen, darf man uns nicht vorwerfen können, wir seien Leute, die nicht so genau hinschauen; Naivlinge, die nur noch nicht gemerkt haben, was alles gegen den Regenbogen spricht. Vielleicht wird unsere Sprache auch reiner, glaubhafter und hörbarer, wenn sie nicht einfach über das Leben gleitet, sondern sich reibt an allem, was ihr entgegensteht. Hoffnung lernen, heisst auch Illusionen verlernen, auch die Illusionen über Gott. Ich lerne an den grossen Untergängen, die alte Frage der Psalmen: Wo bleibst du Gott? Wann kommst du? Denn diese Frage geben wir nicht auf trotz aller Untergänge: Wann kommst du? Und damit geben wir den letzten Grund des Glaubens nicht auf: Gott kommt. Er wird das Leben nicht in der Vernichtung lassen. Ich sage es – mit schwerer Zunge – angesichts der Menschen, die dort ertrunken sind und zermalmt wurden. Ich sage es gegen alle Gefahren, die uns und unsere Kinder bedrohen: Unsere Hoffnung stellt Gott die Frage: Wann kommst du? Unsere Hoffnung drängt Gott, endlich Gott zu sein. An Gott glauben, heisst auch, an Gott leiden; leiden an seiner Dunkelheit und an seiner Unverstehbarkeit. Gott zu vermissen, gehört zu unserem erwachsenen Gottesglauben.

Der Bund mit Gott, dessen Zeichen der Regenbogen ist, schenkt uns nicht nur Hoffnung, er verpflichtet uns zur Hoffnung. Wie aber lernt man hoffen? Im Augenblick wird die Frage nach der Hoffnung an vielen Orten gestellt. Sie irritiert mich, denn sie wird oft lamentös und vor allem Handeln gestellt. Erst will man in der Aussicht versichert sein, dass alles gut geht, allenfalls dann wird man handeln und seinen Teil zum guten Ausgang beitragen. Vielleicht sollten wir die Frage nach dem guten Ausgang vergessen, denn sie ist nicht beantwortbar. Vielleicht war die Geschichte mit dem Regenbogen nach der Sintflut doch anders gemeint. Es waren wohl nicht der einfache Fortbestand der Welt gemeint, der Fortschritt und die Garantie des guten Ausgangs. Vielleicht heisst Hoffnung gar nicht der Glaube an den guten Ausgang der Welt und an die Vermeidung ihrer Zerstörung. Vielleicht werden unsere Enkelkinder einmal die Endzeitschrecken erleben, von denen einige ja schon wahr geworden sind. Gott scheint uns also nicht einfach zu behüten ohne unser eigenes Zutun. Es garantiert uns keiner, dass das Leben auf der Erde in

absehbarer Zeit nicht kollabiert, auch kein Regenbogen. Aber wir können tun, als hofften wir. Hoffen lernt man auch dadurch, dass man handelt, als sei Rettung möglich. Hoffnung garantiert keinen guten Ausgang der Dinge. Hoffen heisst, darauf vertrauen, dass es sinnvoll ist, was wir tun.

Zu handeln, als gäbe es einen guten Ausgang, sind wir einmal uns selber schuldig. Man entwürdigt sich und spricht sich selber Subjektivität ab, wenn man die Dinge zu ihrem Unglück treiben lässt. Luthers Satz vom dem Apfelbäumchen, das er pflanzen wollte noch angesichts des Weltuntergangs, heißt nicht, dass er den Blick auf die untergehende Welt verweigert. Es ist kein verblendeter Optimismus. Er ehrt sich selber, indem er sich als Handelnden begreift; als einen Menschen, der die Fähigkeit und den Auftrag hat, das Leben zu schützen. Nicht allein der Erfolg rechtfertigt, was ein Mensch tut. Es gibt Handlungen, die in sich selber gerechtfertigt sind. Die Liebe und die Gerechtigkeit heilen und heiligen den Menschen; nicht erst der Erfolg, den die Liebe und die Gerechtigkeit vorzuweisen haben.

Sich um die Gewissheit des guten Ausgangs nicht zu kümmern und zu tun, als sei es schon sicher, dass unserer Arbeit Erfolg beschert ist, sind wir auch unseren Nachkommen schuldig. Es ist nicht ausgemacht, dass unsere Mühe vergeblich ist. Es ist noch nicht ausgemacht, dass alle Rettungswege verschlossen sind. Auf die Predigt Jonas von der bevorstehenden Vernichtung Ninives befiehlt der König Umkehr und Trauer, und er sagt: „Wer Weiß! Vielleicht lässt sich's Gott gereuen und lässt von seinem Zorn, dass wir nicht untergehen.“ Wer die Welt und das Leben der eigenen Nachkommen liebt, wird „Wer weiß!“ sagen. Er wird, wenn schon nicht in seiner ausdrücklichen Hoffnung, so doch in seinem praktischen Handeln damit rechnen, dass das Leben, die Freiheit, die gerechte Verteilung der Güter und der Schutz der außermenschlichen Natur gelingen kann. Hoffnung ist nicht hauptsächlich eine Sache theoretischer Einsicht oder Erwartung. Es ist eine Qualität des Handelns. Wer Kinder und Enkelkinder hat, die er liebt, der wird an ihrer menschlichen Zukunft nicht nur bauen, weil diese Arbeit Erfolg hat, sondern weil er seine Kinder liebt. Gott schenkt uns mit dem Trank der Hoffnung nicht nur etwas zu trinken – um einen Satz Ernst Blochs abzuwandeln -, sondern auch etwas zu kochen. Ich sage es mit Baptist Metz: „Unser bürgerliches Christentum krankt an einem süßen Gift, am süßen Gift des nur geglaubten Glaubens, einer nur geglaubten Praxis der Nachfolge, einer nur geglaubten Liebe und Umkehr.“ (J.B.

Metz: Jenseits bürgerlicher Religion, S.73) Der Glaube und die Hoffnung verdorren, wo sie nur Sachverhalte unserer Innerlichkeit sind und wo sie nicht Praxis werden.

Grässliche Schänder der Erwartungen der Menschen sind die, die sich auf die leidensfreie Kunst der Entlarvung aller Hoffnung spezialisiert haben. Es gibt sie von rechts bis links. Gewisse christliche Sekten mit ihren Untergangphantasien sind mir in dieser Hinsicht genau so verdächtig wie kluge Intellektuelle, die allen Versuchen der Hoffnung nachweisen, dass sie vergeblich und zum Scheitern verurteilt sind. Es gibt eine artifizielle und verspielte Hoffnungslosigkeit, die man eher bei denen antrifft, denen es schon ganz gut geht. Ich erinnere mich an eine Schulklasse, die eine Aktion zur Einsparung von Abfall geplant und durchgeführt hatte. Das Unternehmen hatte einiges Aufsehen erregt. Ein Journalist sprach mit den Schülern und wies ihnen nach, wie wenig mit ihrer Arbeit gewonnen sei. Es war, als könnte er nicht dulden, dass Menschen ein Stück Hoffnung haben und sie darstellen in ihrer Arbeit. Die Kinder, die besorgt waren wegen der Erstickung des Lebens im Müll, haben ja nicht im Ernst geglaubt, sie könnten mit dieser Aktion das Problem lösen. Aber sie haben etwas Notwendiges getan, was sie sich selbst schuldig waren: sie haben nicht tatenlos zugesehen. Selbst wenn dies keine Lösung ist, ehrt es die Kinder und ihre Arbeit, und es unterbricht die Geläufigkeit des Satzes: man kann ja nichts machen. Das, was die Kinder getan haben, ist ein Ausdruck ihrer Hoffnung, und es hat zugleich ihre Hoffnung ernährt. Ich sammle solche Geschichten gerne, denn sie sind Vorzeichen des Gelingens. Die Hoffnung kann lesen. Sie liest in kleine Zeichen wie in die der Schulklasse das ganze Gelingen hinein. Sie stellt nicht nur fest, was ist. Sie ist eine wundervolle untreue Buchhalterin, die die Bilanzen fälscht und einen guten Ausgang des Lebens behauptet, wo dieser noch nicht abzusehen ist. Die Hoffnung gibt sich nicht geschlagen. Sie ist vielleicht die stärkste der Tugenden, weil in ihr die Liebe wohnt, die nichts aufgibt, und der Glaube, der den Tag schon in die Nacht sieht.

Vielleicht muss der zynisch werden, der viel weiß, aber aus der Rolle des Betrachters nicht herauskommt. „Der Beobachter sieht nichts.“ Heisst es bei Johannes Bobrowski. Der resignierte Beobachter sieht, was ist, und ist geblendet von der Gegenwart. Die Hoffnung sieht, was sein und was werden kann. Der distanzierte Beobachter, sieht kein Morgenrot, er glaubt an keine

Utopie. Man kann nicht denken, was man nicht tut. Man kann nicht glauben, was man nicht tut. Man kann nicht erhoffen, woran man nicht arbeitet. „Der Beobachter sieht nichts.“ Die Welt und der Lauf der Dinge leuchten dem nicht ein, der nur Zuschauer ist. Einem Hungernden zu essen zu geben, einen Kranken zu waschen, ein Kind zu trösten, vor einem Giftgaslager die Straßen zu blockieren, gegen die Zerstörung des Klimas zu arbeiten, das hat seinen Sinn in sich selbst. An dieser Arbeit nagt der Zweifel weniger als an der Seele des reinen Zuschauers. Gegen den Tod zu kämpfen, schließt Lebenszweifel aus, zumindest raubt es ihnen Kraft. Es ist merkwürdig, dass in den Texten von Martin Luther King, der gegen den Rassismus in seiner Gesellschaft kämpfte; in den Texten von Helder Camara, der gegen die Armut in seinem Land arbeitete, die Frage nicht auftaucht, ob diese Arbeit sinnvoll sei. Die Arbeit selbst, die sie getan haben, hat ihnen die Sucht, den Erfolg garantiert zu sehen, ausgetrieben.

Hoffen hat eine handfeste Seite, dazu eine Geschichte, bescheiden und wunderbar: In Leipzig hat sich eine Gruppe von Studierenden gefunden, die jeden Mittwoch im Monat einen Kochabend mit und für Flüchtlinge anbieten. Die Geflüchteten können ausserhalb ihrer trostlosen Unterkünfte ihre heimischen Speisen kochen. Sie bringen Instrumente mit, machen und hören die Musik ihrer Heimat. Sie treffen hier andere Flüchtlinge und sie begegnen Leipziger Bürger und Bürgerinnen. Sie erzählen sich und den Leipzigern von ihren Schicksalen. Sie erzählen von ihren Ländern und ihren Kulturen. Die Geflüchteten sind nicht nur Objekte der Fürsorge. Sie sind an diesen Abenden Subjekte mit ihren Nöten und mit ihren Stärken. „Man lässt den Auszug aus der Heimat nicht unbeweint.“ schreibt die Christa Wolf. Die Studenten und Studentinnen trösten diese Weinenden. Die meisten der jungen Leute sind wohl Nicht-Christen oder kaum Christen. Aber das spielt kaum eine Rolle. Sie sind Nachahmer des Gottes des Trostes, ob sie es wissen oder nicht. Ihre Arbeit ist nicht ein nur Trost für diese gebeutelten Menschen. Jeder Trost wird zum Trost für die Tröster, er verwandelt sie, sie erfahren, dass das Leben gut ist, indem sie gut zum Leben sind. Den Sinn des Lebens erfährt man nicht, indem man über den Sinn des Lebens nachdenkt. Man erfährt ihn, indem man getröstet wird und indem man tröstet. Die Bundeskanzlerin hat im vorigen Herbst diesen wundervollen Satz gesagt: „Wenn wir jetzt anfangen, uns noch entschuldigen zu müssen dafür, dass wir in Notsituationen ein freundliches Gesicht zeigen, dann ist dies nicht mehr mein Land.“ Die Studentinnen und

Studenten trösten nicht nur die hilflosen Fremden. Sie machen sich mit ihrer Arbeit auch heimisch im eigenen Land. Eisige Fremde ist jedes Land, in dem die Trauernden in ihre Trauer verbannt bleiben und in dem es verboten ist, die Trostlosen zu trösten.

Wir sind für die Hoffnungen unserer Kinder verantwortlich. Ihre Hoffnung wächst auch daran, dass sie etwas Gutes über uns selbst zu erzählen haben. Ein Beispiel: Ich habe gerade eine Ausstellung mit dem Titel Besa besucht. Sie erinnert in Bildern und Texten an die Rettung von jüdischen Flüchtlingen in Albanien in der Zeit der Besetzung des Landes durch die Deutschen ab 1943. Albanien ist ein kleines Land mit einer muslimischen Bevölkerungsmehrheit. Fast alle Juden und Jüdinnen, die während der deutschen Besatzung auf albanischen Staatsgebiet lebten, wurden gerettet. Dabei spielte es keine Rolle ob sie albanischer oder ausländischer Herkunft waren. Ihre Hilfe gründete sich auf „BESA“, einem ethischen Prinzip, das bis heute seine Gültigkeit in der albanischen Gesellschaft hat. BESA bedeutet „ein Versprechen halten“, Menschen in Not zu helfen, das Leben dieser zu schützen, ohne Rücksichtnahme auf die eigene Gefährdung. Ich lese, was die Kinder und Enkel über ihre Väter und Mütter sagen, die damals unter Lebensgefahr die jüdischen Flüchtlinge retteten. Hamid und Xhemal Veseli erzählen:

Unsere Eltern waren strenggläubige Muslime und glaubten wie wir auch, dass jedes Klopfen an der Tür ein Segen Gottes sei. Wir haben nie Geld von unseren jüdischen Gästen genommen. Alle Menschen kommen von Gott.

Drita Veseli schreibt:

Unser Haus ist in erster Linie Gottes Haus, in zweiter Linie das Haus unserer Gäste und erst an dritter Stelle das Haus unserer Familie. Der Koran lehrt uns, dass alle Menschen – Juden Christen und Muslime – unter dem einen Gott stehen.

Eine andere Stimme:

Als die Italiener im Jahr 1943 kapitulierten und die Deutschen in das Gebiet kamen, war mein Vater erst 12 Jahre alt. Sein Vater – mein Großvater – hatte einen Laden in Tirana. Mein Großvater und mein Vater brachten siebzehn verängstigte Juden aus Tirana

heraus. Zwölf Stunden lang ritten sie auf Pferden zu dem Dorf Quarrishta, mein Vater war barfuß. Die Juden wurden in einer großen Scheune in den Bergen in der Nähe des Dorfes versteckt. Später kamen noch einige Juden dazu.

Das also erzählen jene Kinder und Enkelkinder von ihren Vorfahren. Für die Nachkommen sorgen heisst nicht nur dafür zu sorgen, dass sie zu essen und zu trinken haben und dass sie gefahrlos ihr Leben meistern können. Für die Kinder sorgen heisst auch, ihnen etwas zu erzählen geben. Sie lernen, dass das Leben gut ist, wenn sie etwas über die Güte ihrer Väter und Mütter zu sagen wissen. Es ist nicht nur eine sentimentale Erinnerung, wenn Menschen sagen können: Ich hatte einen guten Vater, ich hatte eine gute Mutter. Sie lehren ihre Kinder mit dieser Erinnerung, dass man in diesem Leben leben kann und nicht in Zweifel und Selbstzweifel ersticken muss.

Umgekehrt: wir wissen von vielen Kindern, deren Eltern in Naziverbrechen verstrickt waren, dass sie nicht loskommen von der Qual der Erinnerung an die Taten ihrer Vorfahren. Sie haben von ihnen nichts Gutes zu erzählen, und das zieht den Sinn und die Geborgenheit ihres eigenen Lebens in Zweifel.

Ich frage mich, was meine Kinder und Enkel von mir zu erzählen haben. Wärmen ihre Erinnerungen ihr Leben oder lassen sie es vereisen? Ich frage dies nicht nur für mich allein. Ich frage meine Generation von Vätern und Mütter, die Väter und Mütter meines Landes: Was werden sie über uns erzählen? Welche Geschichten der Lebensrettung werden sie über uns erzählen und klingen ihre Erzählungen wie die der albanischen Kinder? Erzählen sie wie jene albanischen Kinder mit Stolz die Geschichten ihrer Vorfahren? Können sie sich daran erinnern, dass ihre Pfarreien die Kirchentüren geöffnet haben für die Mütter und ihre Kinder aus Syrien? Können sie sich erinnern, dass ihre Eltern demonstriert haben für die Aufnahme der Männer aus Nigeria, die ihren Folterknechten entkommen konnten? Wir sind für die Hoffnungen unserer Kinder verantwortlich.

Es braucht Mut zur Hoffnung. Sich zu erschöpfen in Ohnmachtsgefühlen, dazu braucht man keinen Mut. Zum Mut und zur Hoffnung braucht es die grössere Liebe. Mut ist nicht eine Art natürlicher Vitalität und Unverwüstlichkeit. Mut wird den Gefahren abgerungen. Der Wortstamm von „Mut“ sagt uns, dass es nicht um eine formale Stärke geht. Das mittelhochdeutsche „muot“ bedeutet

Sinn, Geist, das Innere, das Herz des Menschen. „Herz“ steckt in dem französischen Wort *courage*, das wir mit Mut übersetzen. Die Voraussetzung des Mutes ist also, dass ein Mensch mit etwas identifiziert ist; dass er ein Herz und ein Gemüt für etwas hat; dass sein Geist auf etwas gerichtet ist und dass er etwas liebt. Wer also eine gefährliche Steilwand ohne Absicherung erklimmt, ist in diesem Sinn nicht schon mutig, wohl aber Franz Jägerstätter, der in der Nazizeit den Militärdienst verweigerte und dafür die Todesstrafe auf sich nahm. Wer mutig ist, hat ein Herz für eine Sache, er liebt etwas. Mut setzt Sympathie voraus, Mut setzt Menschenliebe voraus. Der Mut verliert seinen Boden, wo Menschen oder eine Gesellschaft apathisch wird, also die Fähigkeit verliert, etwas zu lieben, an etwas zu leiden und etwas zu vermissen. Wo man die Sprache der Stummen nicht mehr vermisst, das Brot der Armen und das Lebensrecht der Geflüchteten, da wird man auch keinen Mut aufbringen, daran zu arbeiten. Es gibt narkotische Gesellschaften und Lagen, in denen Menschen in der Selbstbetäubung verharren und die Gefahr für die Zukunft nicht wahrnehmen, sie jedenfalls nicht als die eigene Sache wahrnehmen. Etwas als die eigene Sache betrachten, heisst lieben. Das starkem und mutige Herz ist also das weiche Herz, das des Erbarmens fähig ist. Eine Stärke, die nicht mit Güte verbunden ist, und ein Herz, das nicht an der Liebe stark geworden ist, sind immer gefährlich.

Der Zorn ist eine weitere Eigenart der Hoffnung und eines starken und gütigen Herzens. Der Zorn macht einseitig und er öffnet die Augen. Es gibt eine unerlässliche Voreingenommenheit. Wenn ich nicht voreingenommen bin von dem Wunsch nach Gerechtigkeit; wenn ich nicht voreingenommen bin für das Leiden der Gequälten, dann nehme ich nicht einmal wahr, dass flüchtende Kinder an unser Ufer gespült werden und dass die Hungernden ihre Hände nach uns ausstrecken. Voreingenommenheit ist die Bildung des Herzens. Ein Urteil zu haben, ist nicht nur die Sache des klugen Verstandes und der exakten Schlüsse, es ist eine Sache des gebildeten Herzens. Das gebildete Herz aber ist nicht neutral. Es fährt auf, wenn es Menschen verkommen sieht. Es schreit auf und schweigt nicht in ausgewogener Neutralität, wenn es sieht, wie Kinder verhungern und wie die Welt verwüstet wird. Der Zorn ist eine der Begabungen des starken Herzens.

Wir wissen nicht, wie die Welt wird, aber wir wissen, was aus ihr werden soll. Wir haben keine Garantien für die Zukunft, aber wir haben eine Reihe von

Versprechungen, Vorstellungen, Visionen und Liedern, die eine Welt besingen, wie sie sein und werden soll. Gott will „hinfort nicht mehr die Erde verfluchen“(Gn 8,21). Die Steppe wird nicht mehr öde sein. Die Blinden werden sehen, die Lahmen werden springen wie ein Hirsch, und die Zunge der Stummen wird gelöst (Is. 35). Das Recht wird fließen wie Wasser (Am. 5,24). Wie lebt man mit solchen Versprechen und Vorstellungen von einer Welt, in der keiner mehr Opfer ist? Die Träume vom Recht und vom geretteten Leben bringen uns in Widerspruch mit uns selbst und mit der Welt, in der wir leben. Wer eine Vorstellung vom Recht hat und einen Traum davon, dass es für alle gelten soll, der wird fremd sein in einer Gegenwart, die so vielen das Recht verweigert. Er wird nicht eingefangen sein in einer Gegenwart, die sich schön schminkt und die sich als einzig mögliche gibt. Die Hoffnung lässt uns in gegenwärtiger Zeit nie ganz zuhause sein, sie macht uns zu Fremden im eigenen Land. Vielleicht wird man uns eines Tages nicht nur fragen, was wir getan und was wir unterlassen haben. Wir sind auch dafür verantwortlich, welche Träume wir haben und was wir erhoffen. In diesem Zusammenhang wird mir unsere spirituelle Bildung immer wichtiger. Man muss viel wissen, um der Hoffnungslosigkeit und dem Zynismus zu entgehen. Man muss eingeführt sein in die Träume vom Recht, um das Recht denken und wünschen zu können. Ich schätze unsere Kirche auch deswegen, weil sie aus Geschichten vom möglichen Leben gebaut ist. Es ist notwendig, die Lernorte in der Kirche zu befragen, ob sie am Grundgespräch mit der alten Tradition von der Würde des Menschen teilnehmen oder ob sie dies nicht mehr wagen und ausweichen in diffuse Vielfältigkeit. Es gibt wenige Stellen in unserer Gesellschaft, in denen die Geschichten von der Gerechtigkeit aufbewahrt werden. Recht aber kann es nicht geben, wenn vorher nicht vom Recht erzählt wurde; wenn vorher nicht gesungen wurde vom Land des Rechts; wenn vorher nicht vom Recht geträumt und um es gebetet wurde. Was wird aus einer Welt, in der der Gott der Armen und des Rechts nicht mehr besungen wird und in der seine Geschichten nicht mehr erzählt werden. Das Leben findet nicht hinter dem Rücken der Sprache statt. Wo die Sprache und die Gesänge verstummen, da versinkt das Leben selber in Undeutlichkeit, Zufälligkeit und Beliebigkeit. Darum ist es die Aufgabe der Kirche, von den großen Wünschen und Hoffnungen Gottes zu erzählen. So erst bilden sich unsere eigenen Wünsche und Lebenserwartungen.

Ich nenne zwei Grundnahrungsmittel der Hoffnung. Es sind das Gebet und die Gemeinschaft. Das Gebet: Es ist die Stelle, an der man über die Widersprüchlichkeit der Welt und des Lebens hinauskommt. Keine philosophische Erklärung und kein theologisches System versöhnen uns mit den Widersprüchen unseres eigenen Lebens und mit der Dunkelheit Gottes. Das Gebet ist die Stelle, an der man weiter springt, als man springen kann. Was ich nicht in Worten und Argumenten sagen kann, das behaupte ich im Gebet. Dort preist man Gott für seine Güte und Treue, selbst wenn wir im Leben so Vieler seine Güte vermissen. Dort sagt man noch im Fallen die Worte des Psalms: „Du bist mein Fels, meine Hilfe, mein Schutz, dass ich gewiss nicht fallen werde“ (Ps. 62). Dort und nur dort ist man gewiss, dass Gott uns auf grüner Aue weidet und uns zum frischen Wasser führt. Das Gebet ist die Stelle der kecken Hoffnung. Das Gebet gräbt uns die Hoffnung in unsere Seelen. Darum kann ich mir eine Kirche, ein geistliches Leben nicht vorstellen, in dem das Gebet nicht eine zentrale Bedeutung hat. Das ist keine Flucht in die Innerlichkeit und Privatheit. Es ist eine Weise die Lebenden und die Toten nicht aufzugeben. Das Gebet ist die eigentliche Gestalt unserer Hoffnung.

Als zweites Nahrungsmittel der Hoffnung nenne ich die Gemeinschaft. Man kann nicht als Einzelner überleben. Man verhungert, wenn man allein ist. Unser großes Geschenk: wir sind nicht allein. Wir haben eine Kirche. Wir haben unsere Gottesdienste, in denen wir einander die Hoffnung von den Lippen lesen. Ich erzähle eine Geschichte aus der klösterlichen Tradition. Ein Mönch verfiel in eine tiefe seelische Dürre, und er bat seinen Abt, von den Chorgebeten dispensiert zu werden, weil sein Herz den Worten der Psalmen und Gebete nicht nachkommen könne. Der Abt hat ihm nicht erlaubt, dem gemeinsamen Gebet fern zu bleiben. Er hat ihn auch nicht gezwungen mitzubeten, was er nicht beten konnte. Er hat zu ihm gesagt: „Geh hin und schau, wie Deine Brüder beten.“ Er in seiner geistlichen Armut soll sich nicht selber Maßstab sein. Er soll hingehen und seine Dürre mit der Möglichkeit vergleichen, die seine Brüder schon haben. Noch kann er selber nicht hoffen und beten. Aber er kann schon zusehen, wie andere es können. Damit ist seiner Lebenskargheit die Absolutheit genommen. Das leisten unsere gemeinsamen Gottesdienste, so gewöhnlich sie manchmal sind. Es sind Glaubensverleiheinrichtungen. Wir glauben unseren Geschwistern den

Glauben, mit dem sie beten und singen. Auch das ist eine Weise zu glauben, den Glauben der lebenden und Geschwister zu glauben.

Ich rede als alter Mensch. Ich weiß nicht, ob es allen Alten so geht, sicher aber vielen, dass sie nicht mehr in stimmigen und einleuchtenden theologischen Zusammenhängen reden; nicht weil der Verstand schwächer geworden ist, sondern weil einem das Leben die Systematik und die einleuchtenden Erklärungen ausgetrieben hat. Es sprechen so viele Todesdaten, Zerstörungsgeschichten und Unstimmigkeiten gegen den Zusammenhang und die Güte des Lebens, dass man sich eher wundert, dass Menschen das Leben loben und Gott preisen können. Ich erzähle eine Geschichte, bei der einem nichts anderes übrig bleibt als zu glauben (oder nicht zu glauben). Ich finde sie bei Carlos Mesters, dem brasilianischen Befreiungstheologen. (Die Botschaft des Leidenden Volkes, Neukirchen Vluyn 1982) Es ist die Geschichte von Teresinha, einer Frau aus dem brasilianischen Bergland. (In das Gesicht dieser Frau kann ich hineinlesen die Gesichter der Zwangsprostituierten in unserem Land; das Gesicht des alten Mannes, der in Hamburg-Altona mit hungrigen Augen vor seinem Fernseher sitzt; die Gesichter der Mädchen, die in Afrika von den Terrorgruppen verschleppt werden) Das Kind der Teresinha war erst wenige Monate alt und schwer krank. Sie ging zu einem Arzt, der die Behandlung verweigert. Sie ging von Krankenhaus zu Krankenhaus, aber sie hatte nicht die richtigen Papiere und wird abgewiesen. Schließlich stirbt das Kind in ihren Armen. Einmal erzählt diese Frau die Geschichte des Sterbens ihres Kindes einer Nonne, und diese antwortete ihr: „Wie können Sie das nur aushalten, so zu leiden?“ Terensinha antwortet: „Ich weiß nicht, Schwester. Wir sind arm, wir wissen nichts. Das einzige, was für uns übrig bleibt in dieser Welt, ist leiden. Lassen sie nur, Schwester, eines Tages wird sich das ändern! Gott hilft Leuten wie uns.“

„Eines Tages wird sich das ändern!“, sagt die Frau. „Den Tod vernichtet er für immer.“, sagt Jesaja. „Gott hilft Leuten wie uns.“, sagt die Frau. „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen.“, heißt es im letzten Buch der Bibel. Die Frage, was Erlösung bedeutet und ob man auf sie hoffen kann, kann ich nicht abstrakt beantworten. Ich könnte es nicht in der Bibel lesen, wenn ich es nicht aus den Worten dieser Frau lese. Die Frau in ihrem Schmerz und in ihrer Hoffnung ist meine Zeugin. Ich verstehe sehr gut, wenn sie verstummte oder wenn ihre Sprache bescheiden würde und wenn sie nur noch sagte: So ist das

Leben! Das Kind ist Tot, und mehr hat unsereins nicht zu erwarten. Aber sie hat keinen Grund so bescheiden zu sein. Sie geht mit ihrer Hoffnung aufs Ganze und sagt: „Eines Tages wird sich das ändern. Gott hilft Leuten wie uns.“

Was mich in ihre Sprache und in ihren Glauben lockt, ist zunächst ihre Schönheit. Es ist schön und menschenwürdig, dass ein Mensch sich die Hoffnung nicht verbieten lässt; dass sie einen neuen Himmel und eine neue Erde erwartet, in der sie nicht mehr ein erniedrigtes und beleidigtes Geschöpf ist. Ich finde den dickköpfigen Stolz der Frau schön, in dem sie ein Land erwartet, in dem „das Frühere vergangen“ ist. Etwas schön zu finden, ist übrigens die erste und vielleicht kräftigste Verlockung zum Glauben. Diese Schönheit lehrt mich unzufrieden zu sein mit der unterernährten Vernunft, die nur sagt, was zu sagen ist. „Gott erlöst sein Volk.“ - diesen Satz kann die Vernunft nicht sagen. Es ist auch nicht ihre Sache, ihn zu sagen. Es ist Sache der Hoffnung der gequälten Wesen, die verlangen, erlöst zu werden aus ihrer Qual. Ich greife nicht die Vernunft an, aber die Vernünftigen, die den Kopf schütteln vor der Unvernunft all der Teresinhas, die sich in ihren Jammertälern herumtreiben. Man kann die Atheisten verstehen, die aus Verzweiflung am Leben und daran, was ihm angetan wird, den Namen Gottes nicht mehr nennen können. Schwer nur kann ich die verstehen, die - anders als Teresinha - gut im Leben davon gekommen sind und in schmerzsfreier Rede sich in ihrer trocknen Tapferkeit darauf beschränken zu sagen, was zu sagen ist. Zu dieser leidenschaftslosen Tapferkeit fehlt mit der Mut. **Nicht mutig** heisst ein kleines Gedicht von Marie Luise Kaschnitz:

Die Mutigen wissen
 Dass sie nicht auferstehen
 Dass kein Fleisch um sie wächst
 Am jüngsten Morgen
 Dass sie nichts mehr erinnern
 Niemandem wiederbegegnen
 Dass nichts ihrer wartet
 Keine Seligkeit
 Keine Folter

 Ich
 Bin nicht mutig.

Das eigene Herz ist zu klein für die Hoffnung auf die endgültige Bergung des Lebens. Man muss Zeugen haben. Der Glaube jener Teresinha bewahrheitet den Glauben daran, dass die Opfer nicht Opfer bleiben und endgültig verspielt haben. Ich versuche, meinen Glauben an Gott zu nennen, und ich stelle fest, dass ich dies dauernd in fremder Sprache tue. Ich zitiere Jesaja, wenn ich auf das Land hoffe, „aus dem die Seufzer geflohen sind“. Ich zitiere die Apokalypse, wenn ich behaupte: „Der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz“. Man sucht sich Zeugen für die Hoffnung. Der Glaube geht Umwege, er glaubt nicht hauptsächlich „etwas“. Glauben heißt, den Zeugen ihren Glauben zu glauben. Welch ein Glück, dass ich eine Fremdsprache für meinen Glauben habe! In der fremden Sprache, in den Geschichten und den Bildern von gestern berge ich meinen Glauben unter der Maske der Toten. Ich stehe nicht allein, nicht einmal für meinen Glauben. Ich benutze die Sprache meiner lebenden und toten Geschwister, und ich benutze damit auch ihren Glauben. In den Formeln und in der fremden Sprache der Zeugen springe ich weit hinaus über mein eigenes Sprachvermögen. Ich spiele den Clown in der Sprache der anderen, und ich lese die Hoffnung ab von ihren Lippen. Wie buchhalterisch ist das Bestehen darauf, alles vor dem „eigenen Gewissen“ allein verantworten zu wollen. Mein Herz verantwortet nicht die Sprache, die die Auferstehung der Toten und den Sturz der Tyrannen nennt. Oft genug spricht man die fremden Sätze gegen das eigene Herz.

Ja, ich kenne den Einwand: Die Hoffnung auf jene endgültige Stadt und auf Gott, der die Teresinha erlöst, ist eine Vertröstung, die den Augenblick entwichtigt und die Kraft für die Gegenwart verschleudert. Aber es ist auch an der Zeit zu überlegen, was die Sprachlosigkeit anrichtet und was eine Sprache anrichtet, die das Elend beschreibt; die aber das Lied „einmal wird es sein!“ nicht mehr kennt. Wünsche und Hoffnungen sterben, wenn sie sich in eine zu kurze Sprache ducken müssen. Die Sprache der Liebe und die Sprache des Schmerzes nehmen den Mund immer zu voll. Aber wehe, wenn sie bescheiden werden und die Unsäglichkeiten vermeiden! Der Tod darf nicht das letzte Wort haben, sonst wäre er größer als Gott. Die Toten drängen mich, an Gott zu glauben. Die Opfer fordern Versprechungen, die größer sind, als mein Herz wissen und vertreten kann. Da ich niemanden Opfer sein lassen will, nicht einmal mich selber, rufe ich: Gott wird die Toten nicht vergessen. Es wird ein Land kommen, aus dem die Seufzer geflohen sind und in dem jeder seine

Sprache und seinen Gesang gefunden hat. Nein, es ist mir zu wenig, dass Gott keine anderen Hände hat als die unseren und kein größeres Herz als das unsere. Ich sehe das Bild des Kindes, das aus dem Meer ans Land geschwemmt wurde. Nein, ich lasse uns nicht davon kommen, die wir unsere Schuld daran tragen, und ich lasse Gott nicht davonkomme. Er soll für das ungelebte Leben und den schrecklichen Tod des Kindes stehen. Er soll seine Tränen abwischen und ihm sein Lachen zurückgeben. So war es ist, dass Gott selber in die Hände der Räuber gefallen ist in allen Gestalten der Armut, die sich auf der Welt herumtreiben, so wahr ist - ich behaupte es, und ich verlange es! -, dass Gott alle Wunden heilen und die Toten erwecken wird. Ich setze darauf, und ich kümmere mich nicht darum, dass ich die Wette verlieren kann. Ich weiß, dass ich in unverständenen Bildern rede, wenn ich mit der Bibel sage: „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird sein; denn das Erste ist vergangen.“ Die Toten und ihr Schicksal öffnen mir den Mund für diesen Gesang, der mit seiner Vision vom guten Ausgang allen Lebens wie Kitsch klingt. Aber lieber des Kitsches verdächtigt sein, als die Solidarität mit den Opfern aufgeben. Die Solidarität mit den Opfern erlaubt mir kein Schweigen und sie öffnet mir den Mund zu sagen, was man nicht sagen kann: Dass keine Träne umsonst geweint ist und keine Wunde ungeheilt bleibt, auch meine eigenen nicht. Wie und wo dies wahr wird, weiss ich nicht. So sagt es Karl Rahner: „Es gilt, alle Aussagen über Gottes neuen Himmel und neue Erde immer wieder hineinfallen zu lassen in die schweigende Unbegreiflichkeit Gottes.“ (Orientierung 48/1984) Wir kommen nicht umhin, uns Bilder zu machen von den Orten der Bergung, denn die Hoffnung kommt nicht ohne Bilder aus. Zugleich muss man wissen, dass unsere Bilder Bilder sind und wie alle theologischen Aussagen im Bilderverbot gerichtet werden. Gott weiss, wo er unsere Tränen sammelt, und das genügt.